

WARUM ES DAS PFARRAMT HEUTE BESONDERS SCHWER HAT - UND WARUM DAS NICHT SO BLEIBEN MUSS

I. DER SCHWERE DIENST AN GOTTES WORT, DIE TRAGENDE AURA DES PFARRAMTES UND DIE KIRCHE ALS ZWEITE HOHEITSMACHT NEBEN DEM STAAT

Das Pfarramt war immer ein schweres Amt. Und das wird sich auch nicht ändern. Sicher können einige Leichtsinnige es sich "leicht machen". Aber seriöse Pfarrer und Pfarrerrinnen werden nie ein leichtes Amt haben. Denn sie müssen ja Gottes Wort verkündigen. Sie müssen das Wort Gottes, die Gegenwart Jesu Christi verkündigen. Sie müssen die schöpferische Kraft Gottes, die Ausgießung des Heiligen Geistes bezeugen. Sie müssen das kommende Reich Gottes ansagen. Sie müssen die Vergebung der Sünden zusprechen. All das aber sind Aufgaben, die in dieser Welt jeden Menschen überfordern. Auch die Pfarrer und Pfarrerrinnen. Sie sind beständig überfordert, wenn sie sich nicht etwas vormachen.

"Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, gewissen Geist!" (Ps 51,12)
"Weh mir, ... ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk unreiner Lippen!" (Jes 6,5)
"Ich glaube, hilf meinem Unglauben!" (Mk 9,24) "Nicht daß ich's schon ergriffen hätte oder vollkommen wäre - ich jage ihm aber nach!" (Phl 3,12) So sprechen die Propheten. So sprechen die Apostel. So sprechen die Betenden, an denen Gott Wohlgefallen hat. So sprechen die Menschen, denen Gottes Hilfe zuteil wird. Doch: "Hilf meinem Unglauben! ... Weh mir! ... Gib mir einen gewissen Geist! ... Ich jage aber nach!" Was sind das für Existenzen? Sind es nicht schwierige und angefochtene Existenzen, die sich in solchen Worten aussprechen?! Wenn aber auch und gerade die Pfarrerrinnen und Pfarrer in ihrer theologischen Existenz so vor Gott gestellt sind und wenn sie andere Menschen auf diese Existenz vor Gott aufmerksam machen müssen - dann haben sie, weiß Gott, einen schweren Stand!

Nicht nur private, sondern auch öffentlich bekundete Befangenheit, Unvollkommenheit, Unangemessenheit - vor Gottes Wort! Täglich, stündlich und jeden Sonntag und in jeder Kasualhandlung. Immer wieder ausdrücklich bekundete Unbeholfenheit und Defizienz. Wer kann das schon lange ertragen und aushalten! Wer kann dieses Amt lieben und gern versehen? "Geben, was ich Ihnen hier geben müßte, **kann** ich nicht, es müßte denn ein Wunder

gesehen!" Das gesteht der frühe Karl Barth ein. Er sagt das in einem der kraftvollsten und mitreißendsten theologischen Vorträge, die in diesem Jahrhundert gehalten worden sind, in dem berühmten Tambacher Vortrag: "Der Christ in der Gesellschaft". (Der Christ in der Gesellschaft ..., ThB, 11)

Zwei Jahre später bringt Barth diese Last der theologischen Existenz auf den Punkt: "Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben. Das ist unsre Bedrängnis." (Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie, ... ThB, 199.) Damit hat Barth die schwere Last des Pfarramts in eine klare Formel gefaßt. Von Gott reden sollen - und es nicht können! Das war immer schwer, und das wird immer schwer bleiben. Von Gott reden sollen - und es nicht können! Das ist allerdings **besonders** schwer zu ertragen in einer Zeit, in der extrem hohe Erwartungen in den Professionalismus gesetzt werden! "Sind Sie nun Pfarrer, oder sind Sie es nicht! Wenn ja, dann reden Sie bitte so von Gott, daß Gott mir offenbar wird!" Gottes Wort zu verkündigen, so, daß Gott selbst zur Sprache kommt - und nicht unsere Wunschvorstellungen und religiösen Phantasien, - das war immer sehr schwer, und das wird immer sehr schwer bleiben. Doch in einer Zeit, die nicht nur, wie alle Zeiten, nach Erlösung schreit, sondern Erlösung als schnelle Lösung sucht, in einer Zeit, in der Menschen mit schnellen Lösungsangeboten in allen möglichen Lebensfragen überschüttet werden, wirkt diese theologische Verlegenheit unerträglich. "Seit zweitausend Jahren quält ihr euch mit eurem Gott herum, und was ist nun dabei herausgekommen?" Solche Äußerungen hören wir nicht selten.

Diese Ungeduld, dieses Nicht-mehr-mit-Aushalten, dieses Nicht-mehr-Mitmachen bei der unvermeidbaren theologischen Befangenheit vor dem Wort Gottes scheint eine besondere Signatur der westlichen Welt unserer Tage zu sein. Blicken wir zurück auf die, sagen wir 50er und frühen 60er Jahre dieses Jahrhunderts, so können wir zu dem Eindruck kommen: Damals wurde das Pfarramt noch von der Gemeinde, von der größeren Öffentlichkeit, von der Gesamtgesellschaft mitgetragen. Heute ist das in der Regel nicht mehr der Fall. Und deshalb haben es Pfarrerinnen und Pfarrer heute **besonders** schwer. Blicken wir, vielleicht ein bißchen romantisierend, zurück, so taucht leicht das Klischee einer heilen Welt der guten alten Zeit auf, die dann, so heißt es immer wieder, durch "Traditionsabbruch" und "Individualisierung" zerstört worden sei. Blicken wir im Vergleich mit der gegenwärtigen Situation auf die pfarramtliche Existenz vor 30 oder 40 Jahren in diesem unserem Lande zurück, so drängt sich

leicht der Eindruck auf: Wie war in Deutschland es vordem im Pfarrersamte so bequem!

In kleineren Orten kam der Pfarrer in seinem Renommee bald hinter dem Herrgott und dem Herrn Bürgermeister zu stehen. Unstrittig gehörte er auch in den Städten zur sogenannten Elite. In der Regel im schwarzen Anzug und mit einem milden, leicht abgehobenen und etwas entsagungsvollen Lächeln unterschied er sich deutlich vom Rest der Gesellschaft. Viele solcher Parrer habe ich in meiner Kindheit und Jugend in Berlin und auch in der Pfalz noch erlebt. Ich höre noch die von vielen Seiten wiederholte Bemerkung auf einem Kinderfest: "Ich hätte gar nicht gedacht, daß der Herr Pfarrer auch so menschlich sein kann!" Der Pfarrer, ein kleiner Übermensch oder doch zumindest eine Sonderexistenz. Hier war das Amt mit seiner Aura noch sichtbar und spürbar! Woche für Woche wurde diese Aura gepflegt und gefestigt, wenn der Herr Pfarrer in die in der Regel gut besuchte Kirche trat, um den Dienst an Gottes Wort zu vollziehen. Stabile und dichte Resonanzverhältnisse begleiteten und trugen ihn und sein Amt. Diese Resonanzverhältnisse waren in einem Kirchenbild und Kirchenverständnis gegründet, das die Kirche als zweite öffentliche Hoheitsmacht neben dem Staat ansah. "Die Kirche wurde verstanden als eine staatsanaloge, dem Staat in Partnerschaft zugeordnete Hoheitsmacht, als eine gesellschaftliche Makroinstitution." (W. Huber, 8) Doch nicht nur die imposante Makroinstitution und öffentliche Hoheitsmacht "Kirche" verschaffte dem Pfarramt Resonanz in seinem schweren Dienst. Auch durch die Bildung des Pfarrers, durch seine Persönlichkeit und durch seine Lebensführung wurde die Aura des Amtes gestärkt.

Der Herr Pfarrer wußte um die tiefen Dinge. Er hatte einen Zugriff auf die Großbegriffe und Grundbegriffe: Würde und Sittlichkeit, das Wesen des Menschen, das Gute und Wahre, und natürlich der Glaube und die Sünde. Kaum jemand unter den ernstzunehmenden Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft hätte öffentlich die Würde zu einem Problembegriff, die Wahrheit zur Chimäre und die Sünde zu einer Erfindung von Scheinheiligen erklärt. Nietzsche war noch nicht akademisch konsensfähig, und die erklärten Atheisten waren, wenn sie ein öffentliches Amt hatten, im Westen bekannt. Ich erinnere mich noch an den Satz im Gespräch zwischen meinen Eltern: "Dieser Lehrer ist ein Atheist." Cave canem. Nur die armen Brüder und Schwestern in der SBZ waren solchen Menschen mehr oder weniger ausgeliefert.

Doch nicht nur das Wissen um die Großbegriffe und um die geistigen Grundlagen wurde dem geistlichen Amtsträger zugesprochen. Auch öffentlich nur ganz vage nachvollziehbare

Kompetenzen wie etwa die Kenntnis "der alten Sprachen" wurden fast fraglos geachtet. So wie wir Kinder vor "alten Menschen" in der Straßenbahn aufstanden, standen viele unserer Eltern vor der Kenntnis "der alten Sprachen" und der "alten Kulturen" und der "althergebrachten Werte" innerlich auf. Nur ein Banause konnte die "alten Sprachen" zu "toten Sprachen" erklären oder öffentlich einen Satz wie den folgenden zum besten geben: "Was soll mein Klaus mit Latein anfangen. Ich will, daß er in London sein Frühstücksei auf Englisch bestellen kann!" Das "Per aspera ad astra ..." habe ich von Gymnasial-Elternvertretern bei Jahresfeiern mehrmals gehört. Und, wie ich selbst erfahren habe, konnte das "Quousque tandem Catilina abutere patientia nostra ..." einen Fahrschulprüfer erbauen und von schwachen Fahrkünsten ablenken.

Doch nicht nur die Auren der öffentlichen Resonanz und der Bildung umgaben den Herrn Pfarrer und sein Amt und verstärkten sich wechselseitig. Auch "das Pfarrhaus" galt als eine bergende Sphäre, in der vorbildliches Familienleben und exemplarisches eheliches Miteinander zumindest von außen unterstellt wurden. Die Anmut der Pfarrerstöchter - "Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt" - und die pflegeleichtesten Bildungskarrieren der Pfarrerssöhne waren sprichwörtlich. Und drinnen, im Pfarrhause, waltete die züchtige Pfarrfrau! Das waren Zeiten! Auch wenn ich diese Vergangenheit und das Image des Pfarramts damals jetzt bewußt ein wenig karikiert habe - es schien doch das Pfarramt in jenen abgelebten Zeiten eine Konkretion des Wortes zu bieten, daß "denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen" müssen (Rö 8,28). Von innen und von außen war das Pfarramt in verschiedene Kraftfelder eingebunden, die es mittrugen und stabilisierten. Diese Kraftfelder halfen, den "schweren Dienst" an Gottes Wort zu versehen.

II. DIE KULTURELLEN ENTWICKLUNGEN DER LETZTEN JAHRZEHNTE UND DIE PROBLEMATISIERUNG DES WORTES GOTTES

Dann aber kamen: das Fernsehen, die Elektronisierung der Unterhaltungsmusik, der Schulterschluß von Massenmedien und Leistungssport, die Bildungs- und Wissenschaftsexplosion, die Wiederaufrüstung und Nuklearisierung und die Protestbewegungen dagegen, die 68er Jahre, die Emanzipation der Frauen, zunächst durch Eintritt in das volle Bildungssystem, die Anti-Baby-Pille und die Veränderungen der Sexualmoral, die Normalisierung der Doppelberufstätigkeit, der Konsumerismus, die

Scheidungswellen, der Massentourismus, die sogenannten Triumphe der Raumfahrt, die Offenbarung der globalen ökologischen Krise und der Endlichkeit wichtiger Ressourcen, die Offenbarung der systematischen Artenausrottung und der systematischen Verelendung der dritten Welt nicht zuletzt durch unsere Wirtschaftspolitik, die Anfänge der sogenannten "Aufarbeitung" des Holocaust, die weltweiten Dauerkriegszustände, die weltweite Drogenproblematik und die AIDS-Angst, der Anstieg der Einwanderungszahlen und die Überfremdungsängste, das Ende des Kalten Krieges und der Zusammenbruch des "realexistierenden Sozialismus", die Computerisierung der Privathaushalte und in dem allen das, was man vage die Mentalitätsveränderung in Richtung "Postmoderne" und den Umbau der Gesellschaft in eine "multikulturelle" nennt.

Was war passiert? Hatten wir nur "die Subjektzentrierung" und "den Traditionsabbruch" zu verkraften, wie die etwas vorstellungsarmen Diagnosen mancher "Volkskirchenbeobachter" wieder und wieder lauten? Ich denke, daß erstens die Kirche in ihrer Stellung als "staatsanaloge Hoheitsmacht" zumindest in der vorherrschenden Einschätzung durch eine andere Macht verdrängt worden ist. Durch die Medien, vor allem durch die elektronischen Medien und das Leitmedium Fernsehen, im Verbund mit Leistungssport und Unterhaltungsmusik scheint die Großinstitution "Kirche" in ihrem Einfluß auf Kultur und Gesellschaft verdrängt worden zu sein. Zweitens haben neben der medialen Information und Unterhaltung die Bildungsexplosion und die Emanzipation der Frauen den sogenannten gesunden Menschenverstand im allgemeinen und die religiösen Mentalitäten im besonderen eingreifend verändert. Drittens mußte die Kirche in zwei ihr zugewiesenen zentralen zivilgesellschaftlichen Funktionen erhebliche Relevanzeinbußen hinnehmen, und zwar in der religiösen Stabilisierung der Kleinfamilie und der religiösen (stabilisierenden und kritischen) Überhöhung der westlichen Industriegesellschaften und ihrer politischen Formen.

Ich denke, daß wir - aus der Sicht der Christinnen und Christen - in den letzten Jahrzehnten durch die genannten Entwicklungen eine genau beschreibbare, vielfältige Infragestellung der Rolle der Kirche, dahinter und im Kern aber eine vielfältige Infragestellung des Wortes Gottes, seiner Würde, seiner Realistik und seiner Macht erlebt haben.

Alles das, was dem Wort Gottes zugesprochen wurde, daß es Menschen erbaut, tröstet, aufrichtet, belebt, erfreut, stärkt, befreit, hoffen läßt, sie zugleich bindet, ihnen Orientierung und Gewißheit gibt, daß es sie aber auch in Frage stellt, erschreckt, bedrängt und mahnt - all

das schien und scheint nun mit größerer Realistik und mit größerem Recht den Aktivitäten und Aussagen der Medien, vor allem dem Botschaftenangebot der elektronischen Medien zugesprochen werden zu können.

Vor dem Hintergrund der Bildungs- und Unterhaltungsexplosion, die wir erlebt haben, wirkt das Wort Gottes auf viele einfach langweilig. Es kommt einfach nicht an gegen die Erregungs- und Amüsierpotentiale, die das Fernsehen, die Unterhaltungsmusik, der medial vermittelte Leistungssport, die Videos und Computerspiele auf- und anbieten. Das Wort Schleiermachers aus seinen "Reden" an die Gebildeten unter den Verächtern der Religion klingt heute aktueller denn je: Ihr habt euch ein so reiches Universum geschaffen, daß ihr keinen Raum mehr für Gott und die göttlichen Dinge habt! "Es ist Euch gelungen das irdische Leben so reich und vielseitig zu machen, daß Ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürft, und nachdem Ihr Euch selbst ein Universum geschaffen habt, seid Ihr überhoben an dasjenige zu denken, welches Euch schuf." (Reden, 1).

Doch das Wort Gottes wirkt nicht nur vergleichsweise langweilig auf viele Menschen, es scheint auch - vor dem Hintergrund der beschriebenen Entwicklung - vielen hoffnungslos überholt. Die Versuche vor allem der römischen Kirche, auf die naturwissenschaftliche Entwicklung und auf die Sexualmoral religiös Einfluß zu nehmen, sind - zum Teil kläglich - gescheitert. Sie haben - auch über die römisch-katholische Kirche hinaus - Gräben aufgerissen oder vertieft zwischen den naturwissenschaftlich Gebildeten und der Kirche, und sie haben es vielen Menschen schwerer gemacht, ihre Frömmigkeit und ihre Sexualität zugleich zu bejahen. Vor allem aber sind die Mentalitäten durch die Bildung und die Emanzipation der Frauen sowie durch deren Eintritt in die öffentlichen Lebensverhältnisse und Leitungsaufgaben verändert worden. Zu einer Binsenwahrheit wurde nun, was vorher nur prophetische Geister und kleine Eliten sahen: Zumindest Teile, vielleicht sogar beträchtliche Teile der biblischen Überlieferungen sind geprägt von patriarchalen Gesellschaftsformen, Ansichten und Traditionen. Sie sind ferner bestimmt von einem ageistischen Gefälle, von einem alt-jung-Gefälle. Dieses Gefälle kehren unsere hochdynamischen Kulturen um. Die Bildungsexplosion, die schnellen kulturellen und technologischen Entwicklungsprozesse verlangen nicht primär "Lebenserfahrung", Reife und Abgeklärtheit. Sie rufen nach frischer, quicker Auffassungskraft, anpassungs- und wandlungsfähiger Intelligenz. Wenn das Wort Gottes sich primär an die Männer und die "Ältesten" richtet, so zeigt es damit, wie passé es ist.

Doch das Wort Gottes wirkt nicht nur langweilig und überholt. Vor den beschriebenen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte erscheint es auch vielen eigentümlich machtlos. Es scheint heute machtlos als bindende Kraft, es scheint machtlos als Verheißungswort, und es scheint machtlos als Wort der Sündenvergebung. Das Wort Gottes scheint machtlos als bindende Kraft. Erst in zahlreichen Gesprächen und in der Kooperation mit Juristen, Soziologen, Ägyptologen, Ethnologen u.a. sind mir die hochdifferenzierten normativen Potentiale der jüdisch-christlichen Überlieferungen in ihrer Tragweite deutlich geworden. Mir ist deutlich geworden, wie sehr der reiche Formenzusammenhang des Gesetzes, der rechtliche, moralische und kultische Normativitäten verknüpft, unsere Kulturen geprägt hat und noch prägt. Wenn heute "die Moral" noch einen guten Namen hat, obwohl wir - gerade in Deutschland - völlig korrumpierte Moralen erlebt haben, so deshalb, weil das jüdisch-christliche Ethos noch mit seinen geprägten Formen im Hintergrund steht. Noch immer werden unsere Moralen bestimmt von einem Ethos, das das Streben nach Gerechtigkeit, den Schutz der Schwachen und das Fragen nach Wahrheit und Gültigkeit verbindet. Der Formzusammenhang der biblischen Gesetzesüberlieferungen ist noch immer ein latentes Rückgrat unserer Kultur.

Demgegenüber habe ich, soweit ich zurückdenken kann, außerhalb der alttestamentlichen Forschung in Theologien und Verkündigung fast nur Karikaturen "des Gesetzes" zu Gesicht bekommen. Offenbar aus der theologisch richtigen und wichtigen Einsicht heraus, daß das gute Gesetz unter der Macht der Sünde zu einer völlig pervertierten, gefährlichen Größe werden kann, hat die evangelische Theologie ein systematisch gestörtes Verhältnis zu anspruchsvollen Normativitäten entwickelt. Man verließ sich lieber auf die Moral - ohne zu sehen, daß diese ohne ein Ethos relativistisch und zynisch werden kann und erfahrungsgemäß à la longue auch wird.

Das Wort Gottes scheint aber auch kraftlos als Verheißungswort. In den 60er Jahren hatten prophetische Eschatologien und die Befreiungstheologien religiöse und moralische Aufbruchsstimmungen in Kirche und Kultur erzeugt bzw. verstärkt. Davon ist wenig geblieben. Apokalyptische Eschatologien, "exterministische" Eschatologien (J. Moltmann) prägen heute das Bild. Nukleare Technologie und Bewaffnung, ökologische Desaster, Ressourcenerstörung, Überbevölkerung deuten auf ein baldiges, zumindest auf ein von Menschen verschuldetes vorzeitiges Ende dieses Planeten hin. Und selbst wenn das baldige

Ende hinausgeschoben werden könnte, so versichern uns doch die Kosmologen und Naturwissenschaftler, daß unser Planetensystem eines Tages nicht mehr sein wird. Annihilatio mundi. Das aber heißt für den gesunden Menschenverstand unserer Tage: Was immer das Wort Gottes zu sagen hat: am Ende steht eine letzte Sinnlosigkeit und eine letzte Vergeblichkeit.

Die apokalyptischen und exterministischen Szenarien und Mentalitäten, aber auch die versuchte "Aufarbeitung" des Holocaust, die nicht endende Kette regionaler Kriege und ihre massenmediale Vergegenwärtigung lassen schließlich auch die sündenvergebende Kraft des Wortes Gottes problematisch erscheinen. Kann und soll Gott uns wirklich unsere Schuld vergeben? Und wenn Gott dies Sonntag für Sonntag täte und könnte - würde Gott dann nicht geradezu zynisch auf die bedrohte und elende Verfassung der Welt reagieren, an der wir doch irgendwie und irgendwo mitschuldig sind. Wie wir es drehen und wenden: Nicht nur der Kampf des Gesetzes gegen die Macht der Sünde, auch der Einspruch des Evangeliums dagegen scheint vielen einfach aussichtslos zu sein. Wir scheinen umklammert von zerstörerischen Kräften und Mächten, gegen die wir vergeblich anbeten und anpredigen. Nicht nur wir haben die Welt nicht im Griff. Auch Gott, wenn es Gott denn gibt, ist sie zumindest außer Kontrolle geraten. Der Rest ist Krisenmanagement und Schweigen. Keine Panik auf der Titanic!

Wirkt aber das Wort Gottes langweilig, überholt und machtlos, so brechen schlimme Zeiten an für diejenigen, die sich als "Diener und Dienerinnen des Wortes" verstehen oder verstehen sollten. Ihre am Anfang beschriebene theologische Befangenheit vor diesem "überholten" Wort ist nicht mehr nachzuvollziehen. Sie erscheint unglaubwürdig, gekünstelt oder zumindest erbarmenswert. Die Auren, die Person und Amt des Pfarrers umgaben, im Gottesdienst, im öffentlichen Ansehen und auch im persönlichen Verkehr, diese Auren wurden aufgehoben oder zumindest empfindlich lädiert. Konsequenterweise passierte dies nicht nur von außen. Die Pfarrer selbst legten die schwarzen Anzüge und das weltüberlegene und entsagungsvolle milde Lächeln ab, sie wurden ganz menschlich. Etliche flohen ins soziale Engagement oder in Versuche, sich in den vielen kulturellen Innovationen kundig zu machen, manche in metaphysische und mystische Abstraktionslagen, viele in eine "Vielleicht-lohnt-es-sich-ja-doch"- oder in eine "Und-dennoch"-Rhetorik. Nicht Demut und Infragegestelltwerden vor dem Wort Gottes, sondern Defensive und Verlegenheit vor einer immer diffuser wirkenden Öffentlichkeit mit immer disparateren Anspruchslagen wurden zu einem häufigen

Erscheinungsbild.

Viele Pfarrer und Pfarrerinnen gerieten in die Zwickmühle der Erwartungskonflikte in ihren Gemeinden. Den einen waren die Pfarrerinnen und Pfarrer nun zu menschlich-allzumenschlich, den anderen noch immer zu amts herrlich; den einen zu progressiv, den anderen zu traditionell; den einen zu sozialaktivistisch, den anderen zu sehr frömmigkeits- und liturgieorientiert. Die Inflation der Ansprüche, vor allem die Konflikte zwischen den Erwartungen, stürzten auf das Amt ein, nachdem einmal die Aura, die das Amt umgab, angekratzt, lädiert oder aufgehoben war. Natürlich fanden die meisten Pfarrerinnen und Pfarrer "ihren Weg", ihre Form, ihren Stil und ihren Ton. Aber das Bewußtsein, einen Teil der Gemeinde "wegfrustriert" zu haben bzw. nicht anziehen zu können und nur mit einer mehr oder weniger großen "Klientel" leben zu müssen, war und ist quälend. Gewiß konnte auch der Herr Pfarrer in der Zeit der intakten Amts-Aura es nicht allen recht machen. Aber zwischen dem ruhigen oder leicht selbstkritischen Bewußtsein, es nicht allen recht machen zu können, und dem gehetzten Bewußtsein, es fast niemandem wirklich recht zu machen, liegen Welten.

Warum muß diese Situation nicht so bleiben oder gar immer schlimmer werden? Was können wir in dieser Situation tun? Ich möchte differenzierte Empfehlungen aussprechen: an die Kirchenleitungen, an die Hochschultheologie und an die Pfarrerinnen und Pfarrer.

Alle meine Empfehlungen sind aber auf einen zentralen Punkt zurückzuführen, der vielleicht zunächst eher eine Abwehrhaltung oder ein müdes Abwinken auslöst. Ich denke, daß Pfarrerinnen und Pfarrer, Hochschultheologie und Kirchenleitungen in Zukunft eine große Aufgabe gemeinsam haben, die alle anderen Aufgabenstellungen nach sich zieht. **Es handelt sich um die Aufgabe, die verbindliche und befreiende Kraft, damit aber auch die innere Sachlichkeit, Substantialität, Gediegenheit, Schwere und Rationalität des Wortes Gottes den Menschen wieder deutlich zu machen. Es handelt sich darum, zu verhindern, daß das Wort Gottes zu einer kulturellen Manipulationsmasse wird, die irgendwie nach Belieben und je nach Situation und Trend als Unterhaltungsgut oder zur Auslösung von Betroffenheiten "aufbereitet" werden kann.**

Sobald wir diese Aufgabe ernst nehmen, sobald wir die Sachlichkeit, die Substantialität, die normative Kraft und die eigene Rationalität des Wortes Gottes wieder zu entdecken und zu verdeutlichen versuchen, stehen wir vor einer ganzen Reihe von sehr konkreten Problemen.

Wir werden konfrontiert mit Haltungen, die das Wort Gottes als bloße Chiffre verwenden, um sich Anspruch auf Gehör zu verschaffen und um kirchen-politischen und politischen Absichten Nachdruck zu verleihen. Wir werden mit Positionen konfrontiert, die die Rationalität und die Sachlichkeit des Wortes Gottes wohl ernst nehmen wollen, diese Sachlichkeit und Rationalität aber mit einer enormen inhaltlichen Entleerung zu erkaufen suchen. Ein einziges Prinzip, eine einfache Denkfigur, nicht das Wort Gottes in seinem Reichtum, seiner Lebendigkeit in seiner Komplexität und Kohärenz soll für diese Sachlichkeit und Rationalität eintreten. Wir werden schließlich konfrontiert mit einem zunehmenden religiösen Analphabetismus in unserem Land, einer weit verbreiteten Haltung jenseits von Kritik, ja jenseits von Desinteresse an Gottes Wort, mit einer Haltung, in der die Menschen ihm einfach entfremdet, eher ratlos als gleichgültig gegenüberstehen. Demgegenüber müssen wir wieder verständlich machen, warum das Wort Gottes zu bestimmten Zeiten und in bestimmten kulturellen Situationen ein, mit Luther gesagt, "fahrender Platzregen" war und sein kann. Warum es in anderen Zeiten immerhin der Morgentau ist, der die Kultur erfrischt und belebt. Wir müssen wieder glaubwürdig verständlich machen, daß ein gutes Ethos ganz wesentlich davon abhängt, daß das Wort Gottes lebendig ist und daß es, mit den Reformatoren gesagt, "getrieben", gesprochen und gehört, verkündigt und vernommen, gelesen, bedacht, ergründet und erforscht, diskutiert und in allem - gesucht wird. Wir müssen deutlich machen, daß unsere Moralen immer von einem Ethos bestimmt werden, und daß dieses Ethos schöpferisch oder zerrüttend, aufbauend oder destruktiv sein und wirken kann.

Die Wiedergewinnung einer inhaltlichen Konzentration auf Gottes Wort, auf seine Substantialität, seine Sachlichkeit und seine - uns gewiß manchmal fremde - Rationalität ist unverzichtbar, wenn die Schwierigkeiten des Pfarramtes nicht andauern und sich steigern sollen. Diese Wiedergewinnung aber wird nicht mit Hilfe einer zündenden Idee, einer missionarischen Kampagne und auch nicht in einem rhetorischen Kraftakt erfolgen. Es bedarf vielmehr der beharrlichen, überzeugenden theologischen Arbeit auf allen Ebenen. Es bedarf vor allem der verbesserten Zusammenarbeit von Theologinnen, Theologen und sogenannten Laien. Die Dringlichkeit des Suchens und Fragens nach Gott, die aktive Auseinandersetzung mit Gott und Gottes Wort, aber auch die Freude am religiösen und theologischen Erkenntnis- und Sprachgewinn muß Christinnen und Christen nähergebracht werden. Exemplarisch zumindest muß wieder erfahrbar werden, daß es "sich lohnt", gemeinsam nach Gotteserkenntnis zu suchen, daß dies auch positive Auswirkungen auf die Selbsterkenntnis und die Orientierung in der Welt hat. Eine nicht unwesentliche Voraussetzung für diesen

Neuanfang ist, daß daß auf weite Regionen gestörte oder negative Verhältnis der großen Medien zur Kirche verändert wird. Die Veränderung dieses Verhältnisses muß emergent, von unten nach oben, aber auch durch eine erheblich verbesserte Medienpolitik der kirchenleitenden Instanzen erfolgen. In der Perspektive von oben nach unten geht es m.E. zunächst um eine Arbeit an der Veränderung eines negativen Global-Images, das für die Kirchen verheerend ist.

III. DIE KIRCHENLEITUNGEN MÜSSEN DAS GESTÖRTE VERHÄLTNIS ZU DEN MEDIEN, ZUM PLURALISMUS UND ZUR ÖKUMENE VERÄNDERN HELFEN. SIE MÜSSEN FERNER FORMEN ENTWICKELN UND FÖRDERN, DIE DEM PROGRESSIVEN RELIGIÖSEN ANALPHABETISMUS UND DEN RELIGIÖSEN ARTIKULATIONSSCHWÄCHEN IN UNSERER KULTUR ENTGEGENWIRKEN

Die deutsche evangelische Kirche muß heute mit einem - auch von vielen Medien kultivierten - negativen Image leben, das verhängnisvoll ist und das die Zerrüttungsprozesse erheblich befördert und verstärkt. **Es handelt sich um ein Image, das den Eindruck des Versagertums und den Eindruck des unaufhaltbaren Verhängnisses miteinander verbindet.** Dieses von vielen Medien gepflegte Image haben nach meinem Urteil viele Kirchenleitende bereits internalisiert. Die Selbstbezeichnung "Minderheitenkirche", die Rede von "dem Sich-Einpendeln der Verfallsentwicklung auf dem und dem Niveau", die Aussagen: "Wir können die Entwicklung nur verlangsamen", "Den Katholiken geht es nicht anders", oder "Es ist bei uns wie bei den Parteien und den Gewerkschaften" zeigen alle an, daß hier seit längerem die Politik des vergrabenen Talents (Mt 25, 14ff) betrieben wird.

So bedrückend und die Arbeit lähmend und behindernd dieses Image der Versager und des unaufhaltsamen Verfalls für viele Pfarrer und Pfarrerinnen ist, so bequem scheint es für manche Kirchenleitende zu sein (in meinem Büchlein "Kirche ohne Kurs?", Neukirchen 1987, habe ich dies bewußt provozierend ausgesprochen). Mit der Gewöhnung an die Automatik des Schwundes und mit der Aussage: Wir sind eine Minderheitenkirche! kann ja nichts mehr falsch gemacht werden. Haben wir uns auf die Minderheitenkirche eingestellt, können wir - Treuhand ev.! - den Konkurs verwalten und gemächlich abwickeln. Demgegenüber sollten wir uns doch fragen, ob wir uns und unseren Mitmenschen beständig einreden lassen und

einreden wollen, daß über 80 Prozent Christen in der ehemaligen BRD und über 70 Prozent im vereinten Deutschland eine "Minderheit" sind. Wollen wir uns und anderen tatsächlich einreden lassen und einreden, daß die kleinbürgerliche, paranoide und selbstherrliche Anti-Kirchenpolitik der DDR-Funktionäre die auf Dauer vorgesehene Wirkungskraft des Weltgeistes gewesen ist? Wollen wir uns einreden lassen, daß die Behinderungen und Zerstörungen kirchlichen Lebens, die die DDR erfahren hat, gut waren und jedenfalls die wünschenswerte Entwicklung vorweggenommen haben? Wollen wir uns und anderen einreden, daß die Regionen Brandenburgs, in denen die antikirchliche SED-Propaganda besonders erfolgreich war, die Gegenden, die ein besonders hohes Maß an "Entkirchlichung" aufweisen, optimale geistige, kulturelle und soziale Verhältnisse bieten und daß sie das Maß und das Ende aller Dinge sind?

- Wir sollten differenziert von der "Minderheitenkirche" sprechen, da, wo sie vorliegt. Aber wir sollten nicht das heutige Brandenburg oder Tschechien zu den Normalfällen erklären, die universal auf uns zukommen. Wir sollten nicht die Augen vor der Tatsache verschließen, daß es in den sogenannten klassischen Großkirchen der westlichen Industrieländer besorgniserregende Schwunderscheinungen gibt, die weder der Schwachheit einer Minderheitenkirche zuzuschreiben sind, die so klein ist, daß sie sich einfach nicht zu helfen weiß, noch einem verhängnisvollen Trend, den ohnehin niemand stoppen kann.

- Wir sollten uns nicht damit beruhigen, daß es Parteien und Gewerkschaften auch nicht besser geht und daß nun schon das Sportvereinswesen diese "Entsolidarisierungswellen" zu spüren bekommt. Es könnte ja sein, daß diese Epidemie, die die Institutionen gemeinsamen Lebens angreift, durchaus auch auf wesentliche Versäumnisse der Kirchen zurückzuführen ist. Es könnte ja sein, daß eine Erneuerung und Regeneration des kirchlichen Lebens dem gesamten gesellschaftlichen und sozialen Leben sehr zugute käme. Sie können nun mit Recht einwenden: Das ist eine Spekulation! Aber diese konstruktive Spekulation ist nicht falscher als die destruktive Spekulation: Es geht mit uns auch in fernerer Zukunft unaufhaltsam bergab. Um die überraschende Veränderlichkeit von Trends zu verdeutlichen, erinnere ich nur daran, daß noch Ende der 60er Jahre Wasser und Luft in seriösen Fachbüchern und Lexika als "unendliche Ressourcen" bezeichnet und die "Grünen" landesweit als Sonderlinge und "Spinner" abgetan wurden.

- Wir sollten auch nicht das "Auch-Rom-geht-es-nicht-besser"-Argument zu unserem

Schutzschild machen. Wir sollten vielmehr liebevoll und wachsam-kritisch erkennen, daß besonders manche unserer Kirchenleitungen zu diesem Argument neigen werden, sofern sie selbst aufgrund ihrer inneren Verfassung und ihres Selbsterhaltungstriebes den Pastoralbriefen näherstehen als Paulus und den Synoptikern. Der römische Katholizismus kann für evangelische Christen nicht kirchlich und theologisch das Maß und Ende aller Dinge werden. Wir schulden es vielmehr auch unseren römisch-katholischen Schwestern und Brüdern, noch deutlicher die Ökumene der konstruktiven wechselseitigen Herausforderungen zu praktizieren. Aus unserer Sicht werden wir dann etliche der derzeitigen römischen Versuche, die stratifizierte Formenwelt des Mittelalters zu reprimieren, als verfehlt und unter dem Niveau des 2. Vatikanums liegend bezeichnen. Vielleicht gelingt es uns ja auch, das gestörte Verhältnis des Stuhles Petri zum schöpferisch-pluralistischen Wirken des Heiligen Geistes, zum vollen Einschluß der Frauen in den Leib Christi und zur ökumenischen Gemeinschaft in der Mahlfeier positiv zu beeinflussen.

- Wir sollten uns schon gar nicht der medialen Trendkonstruktion anvertrauen, nach der - mit Gottfried Benn gesagt - einst "alle fromm" und "sich einer Mitte neigend" gewesen sind, in Zukunft aber nur noch eine kleine Minderheit kirchlich gebunden sein wird. Demgegenüber sollten wir z.B. den Zerfall kirchlichen Lebens in deutschen Großstädten zu Beginn des 19. Jahrhunderts und die Entwicklungsformen der "Erweckungsbewegungen" studieren und daraus zu lernen versuchen. Wir sollten versuchen, z.B. die positiven Formen der Gemeindeaufbaubewegung in England und die erstaunlichen Wachstumserfahrungen in vielen nicht-reformatorischen bzw. nicht-römischen Kirchen der westlichen Industrieländer zu verstehen und von ihnen zu lernen. Aber auch, so unangenehm das manchen erscheinen mag, die Chancen und Probleme der "Megachurches" in den USA, die antihierarchischen Entwicklungen bei den nordamerikanischen Presbyterianern (die ihren führungsschwachen Kirchenleitungen die Geldhähne zudrehen) und die landesweiten Laiengruppenschulungen bei den nordamerikanischen Lutheranern (die die Pfarrer und Pfarrerrinnen bei der Arbeit des Gemeindeaufbaus ergänzen sollen) könnten öffentlicher Studiengegenstand werden. Eine gute Kirchenleitung kann und muß das Bedenken solcher Alternativen nicht nur verkraften, sondern systematisch anregen! Natürlich wird das meiste nicht direkt übertragbar sein. Aber es gibt - auch in den westlichen Industrieländern - viele Entwicklungen, die der Diagnose vom schleichenden, aber unabwendbaren Ende "der" christlichen Kirche einfach widersprechen.

- Schließlich sollten wir auch nicht so arrogant sein, zu meinen, daß die ausgeprägten Christianisierungsprozesse in aller Welt alle - wenn auch über ein paar Umwege - in unsere Verfallsentwicklungen einmünden werden. Weder Rom noch Brandenburg noch die EKD 1996 allein sind die maßgeblichen Antizipationen der zukünftigen Kirche Christi auf Erden. Gewiß können wir südkoreanische, chinesische, afrikanische oder osteuropäische Verhältnisse nicht auf uns übertragen. Aber dennoch wäre es fahrlässig, die zum Teil enormen derzeitigen Ausbreitungen des Christentums in der Ökumene zu verschweigen, die ein Drittel der Weltbevölkerung ausmachende christliche Kirche zu einer kleinen Minderheit zu erklären und von der ökumeneweiten Kirche nicht positive Rückwirkungen auch auf uns zu erwarten - nur weil wir unseren gegenwärtigen Verfall als normal und unausweichlich darzustellen gewohnt sind.

Es ist einfach peinlich, daß die Tageszeitungen seit Jahren regelmäßig, ja ritualisiert von den Austrittswellen berichten, ohne daß von kirchlicher Seite Gegentrends, kirchliche Aktivitäten der Gegensteuerung, nachvollziehbare Gründe oder auch kurzsichtige Motive der Austretenden ausgeleuchtet werden. Wozu haben wir die vielen "Medienbeauftragten", die GEP, die Medienakademie und andere kostspielige Einrichtungen? Solange diese Agonie der Kirchenleitungen gegenüber landesweiter Medienberichterstattung und die Verbreitung der Ideologie der "Minderheitenkirche" anhält, ist zumindest die Frage angebracht, ob wir in der Evangelischen Kirche in Deutschland derzeit optimal geführt werden. Es ist peinlich, daß eine große Tageszeitung auf der ersten Seite die Kirchen dazu auffordern muß, nach ihren verlorenen Schafen zu suchen.

Das hilflose oder dilettantische Verhältnis zur Medienberichterstattung begegnet einem allerdings nicht nur überregional, sondern auch immer wieder in bestimmten Orten und Gemeinden. Nach einigen Jahren Erfahrung damit ist mir deutlich geworden: Es kommt wirklich auf den Dekan bzw. den Pfarrer und die Pfarrerin an, wie das Verhältnis zu den regionalen Medien sich gestaltet. An manchen Orten läßt "die Kirche" in der regionalen Tageszeitung - wie apathisch - nur Trivialitäten und auch immer wieder mal Halbwahrheiten über sich verbreiten. An anderen Orten werden "die Beobachter" beobachtet und freundlich, aber beharrlich durch Dekan, Pfarrer und Leserbriefe schreibende Gemeindeglieder auf eine sachgemäße und wahrheitsgemäße Berichterstattung verpflichtet. Meine Erfahrung nach vielen Gesprächen mit Pfarrerinnen, Pfarrern und Dekanen anlässlich meiner Vortragstätigkeit in verschiedenen Gemeinden, Pfarrkonventen und KTAs ist: Liegt erst einmal ein Verhältnis

wechselseitigen Respekts vor, werden auch von den Medien gelegentlich sogar interessante Selbstdarstellungen der Kirche gebracht. Zeigt aber die Kirche kein Würde- und Selbstwertgefühl, wird auf ihr herumgetrampelt. Läßt die evangelische Kirche, um ein konkretes Beispiel zu nennen, vor Ort es zu, daß ein **nicht**-evangelischer Unterprimaner immer wieder mal im Auftrag der Zeitung Unsinn über sie und ihre Veranstaltungen in die Welt setzt, wird sie zum Spielball der Presse.

Die Medien und die Kirche sind in vielen Hinsichten strukturverwandt. "Das Zeitungslesen des morgens frühe ist eine Art realistischer Morgensegen", hat der Philosoph Hegel scharfsichtig formuliert. Und für viele ist heute die Tagesschau so etwas wie die realistische Abendandacht. Die Strukturverwandtschaft und die entsprechenden Konkurrenzverhältnisse - latent oder offen - wollen beachtet sein. Bewußt oder unbewußt neiden die Medien der Kirche ihre Universalität und Authentizität. Beides streben sie an. Doch aus strukturellen Gründen können sie weder das weite Gedächtnis, die normative Beharrlichkeit noch die kommunikative Authentizität erreichen. Mit Gewaltdarstellung, Action, Emotionalisierung und Erotisierung tun viele Medien, was sie können, um Authentizitätsillusionen zu erzeugen. Sie versuchen, die Menschen geradezu anzuspringen. Doch Bildschirm bleibt Bildschirm, Glotze bleibt Glotze. Auch wenn wir uns mit Helmen und Handschuhen ausstatten, um in die "virtual reality" tiefer einzutauchen - die Begegnungen, Kommunikationen und Interaktionen des wirklich gelebten Lebens finden wir hier nicht. So bleiben unüberbrückbare strukturelle Spannungen zwischen kirchlich gelebter Religiosität und den Medien.

Während viele Medien in Deutschland die positive Rolle der evangelischen Kirche bei der Ablösung des DDR-Regimes eher im "Dienst nach Vorschrift" dokumentierten, haben sie die Demontage des Ansehens der Kirche im Zusammenhang mit den Stasi-Affären sichtlich lustvoll betrieben. Ich kann an dieser Stelle auf das Liebe-Haß-Verhältnis zwischen Kirche und Medien nicht genauer eingehen. Es erforderte einen eigenen Vortrag. Ich möchte aber darauf hinweisen, daß dieses Verhältnis sowohl überregional als auch oft regional aus der Sicht der Kirche als gestört anzusehen ist und daß wir uns auf keinen Fall damit abfinden dürfen.

Will aber die Kirche ihre besonderen Potentiale gegenüber den Medien zur Geltung bringen, nämlich ihre authentische Kommunikation, den sachlichen Ernst, der Resonanz- und Profit-Interessen übergreift und auch in Frage stellt, aber auch ihre ökumenische Weite, die in Raum

und Zeit weit ausgreifenden Perspektiven des Wortes Gottes, so muß sie dringend ein gestörtes Verhältnis zu zwei Formen ihrer selbst und ihrer bedeutendsten Umgebungen verändern. Es handelt sich um das Verhältnis zum Pluralismus und zur Ökumene.

Der Pluralismus wird - in Kirchenleitungen, Hochschultheologien und in den Gemeinden - noch immer als vage Vielfalt, Pluralität, Diversität angesehen. Ein solches unbegriffenes und unbegreifbares Gewusel wird, je nach Temperament und politischer Herkunft, entweder irgendwo irgendwie begrüßt - oder als Relativismus und Zerrüttung abgelehnt. Demgegenüber müssen wir erkennen, daß der Pluralismus ein beschreibbarer **Formzusammenhang** ist, hochentwickelt und durchaus zerbrechlich. (Vgl. M. Welker, Kirche im Pluralismus, Kaiser 1995.) Wir müssen ferner erkennen, daß die christliche Kirche auf allen Ebenen eine wesentlich und unverzichtbar "pluralistische" Verfassung hat: als Leib Christi, als Frucht der Ausgießung des Geistes, als Kirche der Gemeinden, als Familie der Konfessionen, als ökumenische Kirche im Himmel und auf Erden, die ihre Vergangenheiten und ihre vergangenen Gestalten nicht abstößt und vergißt, - auf allen Ebenen begegnen uns pluralistische Strukturen. Wir müssen lernen, den schöpferischen Pluralismus, den Pluralismus, der dem Geist und dem Leib Christi entspricht, von bloßem Relativismus, Individualismus und allen möglichen vagen "Vielfalten", "Pluralitäten" und "Vielspältigkeiten" zu unterscheiden. Das ist nicht nur wichtig für die Kirche, sondern auch für eine lebendige Kultur und für das soziale und politische Gemeinwesen.

Analoges gilt für das gestörte Verhältnis zur Ökumene, das sich ebenfalls in Kirchenleitungen, Hochschultheologien und Gemeinden beobachten läßt. Die Ökumene wird häufig entweder nur auf das Verhältnis der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche bezogen, oder aber als "Funktionärsökumene" angesehen und entsprechend denunziert. Nicht die Kirche aller Zeiten und Weltgegenden steht vor Augen, sondern ohnmächtige und herrschsüchtige Grüppchen in Genf oder sonstwo, Cliques von Jet-Set-Theologen, die sich immer wieder treffen und dabei "docketisch über der Basis schweben" (D. Ritschl). Michael Weinrich hat in seinem Buch "Ökumene am Ende? Plädoyer für einen neuen Realismus", Neukirchener Verlag: Neukirchen 1995, betont, daß eine besondere Schwierigkeit der ökumenischen Begegnungen dieser Art darin liege, daß in den Gesprächen und Dokumenten die Erkenntnis und Anerkenntnis von **Differenzen** zwischen den Kirchen gescheut wird, von einer bewußten Kultur der Differenzen ganz zu schweigen. Schließlich ist das Problem zu nennen, daß die meisten ökumenischen Verständigungen trotz aller Betonung der Kontextualität der

Theologien und Frömmigkeitsformen denn doch im ökumenischen Gespräch von den historischen, sozialen und kulturellen Kontexten der verschiedenen Kirchen abstrahieren zu müssen meinen. Aufgrund dieser Scheu vor der Differenz, aufgrund der gängigen Bemühungen, "Kontroversen auf dem Weg gegenseitiger Affirmation auszutragen" (Weinrich), haben die Menschen, die Gemeinden, die verschiedenen Kirchen nicht mehr das Gefühl, in der Ökumene wirklich vorzukommen. Sie haben Angst vor den unterschiedlich vorangeschrittenen Säkularisierungsprozessen in den Kirchen. Viele haben Angst, von fortgeschritteneren Formen der Säkularisierung angesteckt zu werden. Sie sind unsicher in der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Kontextualisierungen. Demgegenüber müssen wir die Ökumene in der konkreten Gemeinde und zwischen den konkreten Gemeinden entdecken und kultivieren lernen. Wir brauchen in unseren Kirchen, aber auch in außerkirchlichen Öffentlichkeiten die Wahrnehmung der ökumenischen Weite und Fülle der Kirchen und ihre Belebung. Wir brauchen ökumenisches Bewußtsein in den Gottesdiensten. Wie klein unsere versammelten Gemeinden auch sind, sagen die Orthodoxen: In unseren Gottesdiensten sind die Engel gegenwärtig. Das heißt: die Repräsentanten entfernter, vergangener und zukünftiger Gemeinden, und das wiederum heißt: die ökumeneweite Christenheit feiert mit uns! Die Kirchenleitungen sollten helfen, das ökumenische Bewußtsein in den Gemeinden systematisch und effizient zu pflegen und auszubauen. Sie sollten bilaterale Begegnungen fördern und vernetzen. Freilich verträgt sich dies nicht mit der Untergangsmentalität und mit der Tendenz, die eigene Sicht zur einzigen Lesart zu machen und die Entwicklungen in der eigenen Provinz zum Maß aller kirchlichen Entwicklung auf Erden zu erklären.

Will sich die Kirchenleitung dieser Herausforderung stellen, so wird sie nicht eine einfache Lösung entwickeln können, sondern zwei Tendenzen zugleich stärken müssen. Sie wird einerseits im Sinne der pluralistischen Differenzkultur die mittlere Ebene, die Kirchenleitungspotentiale der Dekanate und der Regionalsynoden, stärken müssen. Sie wird andererseits die transnationale und menscheitsgeschichtliche Weite, die Ökumenizität der Kirche betonen und die Entwicklung von Ausdrucks- und Lebensformen anregen müssen, die dies in das konkrete Leben der Gemeinden hinein vermitteln und dort Gestalt gewinnen lassen.

Abwehr des negativen Globalimages in den Medien, Stärkung der pluralistischen Authentizität der Kirche als Kirche der Gemeinden, Vermittlung der ökumenischen Weite der Kirche in Raum und Zeit. Damit sind freilich nur formale Voraussetzungen dafür genannt, daß

das Wort Gottes sachgemäß "getrieben" werden kann. Die Bewährung seiner Inhaltlichkeit und Sachlichkeit, seiner uns oft fremden, aber immer schöpferischen Rationalität werden Kirchenleitungen primär nur "von außen" fördern können. Sie können aber darauf achten, daß dies geschieht, und sie können in Beratungen mit Theologinnen und Theologen, die direkt im Dienst der Verkündigung stehen, und auch mit der Hochschultheologie dafür Sorge tragen, daß inhaltliche Akzente gesetzt werden, die dieses "Treiben des Wortes Gottes" fördern.

Wie sehr eine inhaltliche Orientierung an Gottes Wort einer Kultur fehlen kann, zeigen die Debatten um die Asylthematik und den Fremdenhaß, in denen es die Kirche nicht geschafft hat, den Konflikt zwischen der erbarmensgesetzlichen Perspektive auf den Fremden und der kultischen Perspektive auf den Fremden deutlich zu machen.¹ Wie sehr eine inhaltliche Orientierung an Gottes Wort einer Kultur fehlen kann, zeigen die gegenwärtigen Schwierigkeiten der Kirchen, die Frage: Wollen wir unser Ethos um "Partnerschaft" oder um "Familie" herumbauen? als eine latente Kernfrage offenzulegen und öffentliche Diskurse darüber in Gang zu setzen. Wie sehr eine inhaltliche Orientierung an Gottes Wort einer Kultur fehlen kann, zeigt die Unfähigkeit, die Schnittstelle von privat und öffentlich besser zu fassen. (Die beiden letzten Probleme liegen den meisten Aversionen und Ängsten in den Debatten über "die Homosexualität" zugrunde. Sie bedürfen dringend einer gediegenen und geduldigen öffentlichen Auseinandersetzung.) Wie sehr sich das Fehlen einer inhaltlichen Orientierung am Wort Gottes in sehr realen Problemlagen bemerkbar macht, zeigen die Schwierigkeiten im ökumenischen Gespräch, etwa über die Amtsfrage im allgemeinen und die Ordination der Frauen im besonderen, die nicht auf einem pneumatologischen Niveau geführt worden sind. Aber auch das Auf-der-Stelle-Treten in der Frage der gemeinsamen Mahlfeier, das sich theologisch auf eine ungeklärte Spannung zwischen der Konzentration auf die "Vergebung der Sünden" und die Konzentration auf die "Bewahrung zum ewigen Leben" zurückführen läßt, und viele andere Themen wären im Blick auf ungenutzte oder unzureichend genutzte Chancen einer inhaltlichen Orientierung am Wort Gottes zu nennen.

Die seit den 60er Jahren zu beobachtende Tendenz, daß die religiöse Kommunikation sich an säkular gestartete politische und moralische Diskurse anhängt und sie letztlich oft nur mit

1 Die erbarmensgesetzliche Perspektive nimmt "den Fremden" primär als schutz- und hilfe-bedürftige Minderheit in einer vertrauten sozialen und moralischen Sphäre wahr (vgl. z.B. das Bundesbuch). In der kultischen Perspektive ist "der Fremde" Repräsentant einer "anderen Welt" (mitunter einer als machtmäßig überlegen angesehenen Welt), womit er als Bedrohung der eigenen Lebenswirklichkeit wahrgenommen wird (s. dazu das Deuteronomium).

einer Rhetorik des Sich-Beklagens und der moralischen Empörung verstärkt. Diese Form sollte kreativeren Formen weichen. Wir sollten uns regional und überregional Gedanken machen, in welcher Weise die Kirche gezielt, sparsam, aber klar und durchdacht wichtige gesamtgesellschaftlich relevante Diskurse anregen und die Potentiale der jüdisch-christlichen Überlieferungen in ihnen klärend und bereichernd zur Geltung bringen könnte.

Die letzte große Herausforderung an die Kirchenleitung, die ich neben Medienpolitik, Ökumene und Pluralismus ansprechen möchte, betrifft die Auseinandersetzung mit dem religiösen Analphabetismus. Viele von Ihnen kennen vermutlich Bischof Hirschlers lustige Geschichte: Wie die Zehn Gebote und Luthers Kleiner Katechismus zu RTL kamen. Auch ich habe herzlich darüber gelacht. Aber eigentlich müßte uns das Lachen im Halse stecken bleiben. Jedenfalls können wir uns weder mit der religiösen Kenntnisarmut noch mit der religiösen Ausdrucksunfähigkeit abfinden. So gern wir die rein passiven und als rein passive scheinbar wahrhaft Glaubenden betreut und bedient haben - **diese** Passivität hatten sich die Reformatoren nicht vorgestellt! Wir brauchen heute stärker interaktive und kommunikative Formen kirchlichen Lebens bis in unsere Gottesdienste hinein. Darauf werde ich im letzten Teil meiner Ausführungen noch eingehen. Wir brauchen aber auch, wollen wir das Übel an der Wurzel packen, ein Äquivalent zum katholischen Kommunionunterricht, in dem Kinder in aufgeschlossenem und bildbarem Alter mit den Inhalten des Glaubens vertraut gemacht werden. Wir sollten zumindest regional für ein paar Jahre das Experiment wagen, die erste Phase des Konfirmandenunterrichts um vier bis fünf Jahre vorzuverlagern. Ich würde mich sehr wundern, wenn damit nicht auch positive missionarische Effekte im Blick auf die Eltern erzielt würden.

Während ich diese Punkte als unabdingbare Herausforderungen an die Kirchenleitungen - auch von seiten der Pfarrerinnen und Pfarrer - ansehe, denke ich, daß sich auch die Pfarrerinnen und Pfarrer mindestens zwei Herausforderungen durch die Kirchenleitungen gefallen lassen sollten. Zum einen ist es völlig undenkbar, daß in unseren schnellebigen Kulturen Pfarrerinnen und Pfarrer 30-40 Jahre lang von ihren Studienzeitpotentialen zehren können. Wie die Hochschullehrer, brauchen auch sie ein Sabbatical, ein Sabbatjahr. Sie brauchen zumindest alle 7 Jahre, wenn nicht ein halbes Freijahr, so doch einen größeren Freiraum, um ihre theologischen und kulturkritischen Kompetenzen aufzufrischen. Ich habe fast nur hochbegeisterte Pfarrerinnen und Pfarrer und Dekane im sogenannten Kontaktstudium erlebt. Und ich selbst habe von den Kontaktpfarrern, mit denen ich ins

Gespräch kam, immer gelernt. In zweierlei Hinsicht scheint mir an dieser Stelle kirchenleitendes Handeln in Zukunft vonnöten. Einerseits müßten auch und gerade die, die es nicht in die Sabbaticals drängt, zu einer solchen Auffrischung ermuntert und notfalls angehalten werden. Andererseits müßten wir bessere institutionalisierte Möglichkeiten zum Erfahrungsaustausch zwischen Gemeindeftheologie und Hochschultheologie schaffen. Auch die Hochschultheologie braucht gezielte und regelmäßige Herausforderungen nicht nur durch die jungen Studierenden, sondern auch durch die erfahrenen Pfarrerinnen und Pfarrer.

Der zweite Punkt betrifft das Krisenmanagement. Es gibt schwer kranke oder fast tote Gemeinden. Gewiß liegt das dann nie nur am Pfarrer. Aber es gibt Situationen, wo es auch ganz wesentlich am Pfarrer liegt. Es gibt, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, Fälle, in denen zum Beispiel ein antriebsschwacher, unkonzentrierter, chronisch vergeßlicher und auf Erwartungsabwehr bedachter Pfarrer gewiß ungewollt, aber doch systematisch die Gemeinde verfallen und zerfallen läßt. Sonntag für Sonntag wirre Predigten und deprimierende Gottesdienste. Keine Hausbesuche. Bemühungen um Gemeindeaufbau aus der Gemeinde heraus werden nach Möglichkeit vertagt, verschoben, ins Weglose gelenkt. Die meisten Presbyter kommen nur noch gelegentlich in den Gottesdienst, die Hälfte der Presbyter kommt nicht mal zu ihrer Einführung. Auch die Gemeinde kommt nicht. Kaum jemand ist noch an irgend etwas interessiert. Kaum jemand klagt mehr. Die Gemeinde ist einfach erstorben. Ich habe dies, wie gesagt, einmal in meinem Leben erlebt. Und ich habe mich gefragt: Wozu gibt es Amtsbrüder und -schwestern, Dekane, Prälaten, Kirchenräte, Oberkirchenräte? Sehen sie nichts; wollen sie nichts sehen? Zumindest die Kollekte müßte doch anzeigen, daß da etwas nicht in Ordnung ist! Oder sagen die sich einfach: Diese Parochie fällt eben aus. Sollen die Gemeindeglieder doch in eine andere Gemeinde gehen!? Denken sie nicht an die Kinder und die alten Menschen? Denken sie nicht an die beständige negative Ausstrahlung und Propaganda, die von einem solchen Ort ausgeht? Oder resignieren sie, weil die Eingriffsmöglichkeiten zu begrenzt sind? Sicher kann und soll eine Gemeinde auch zwei oder drei Jahre lang einen antriebsschwachen, mutlosen, seiner pastoralen Aufgabe nicht gerecht werdenden Pfarrer mittragen. Aber eine länger anhaltende Agonie ist eine Grausamkeit nicht nur für die Gemeinde, sondern auch für den überforderten Pfarrer. Daß es so etwas gibt, zeigt gravierende kirchenleitende Führungsprobleme.

IV. ERWARTUNGEN AN DIE HOCHSCHULTHEOLOGIE: INHALTLICHE

THEOLOGIE, BEWÄHRT UND ENTFALDET IN INTERDISZIPLINÄRER VERSTÄNDIGUNG UND IM GESPRÄCH ZWISCHEN WISSENSCHAFT UND PRAXIS

Auch die christliche Theologie an den Hochschulen stand und steht unter dem kulturellen Druck der vielen Entwicklungen der letzten Jahre, die ich aufgelistet habe. Zunächst hat die Bildungsexplosion unsere guten Ausbildungsverhältnisse lädiert oder zerstört. Die meisten der heute im Amt befindlichen Pfarrerinnen und Pfarrer haben in ihrem Studium mit völlig überfüllten Seminaren und Vorlesungen leben müssen. Akademische "Betreuung" im strengen Sinne wurde zur Ausnahme. Dies führte zu einem oft gebrochenen Verhältnis zur Hochschultheologie. Zugleich nahm für die Lehrenden der Aufwand an Korrekturen, Prüfungen, Beratungen und Gutachten so enorm zu, daß die Qualität der Forschung und die akademische Ausstrahlungskraft litten.

Zuerst merkten wir dies im Blick auf Nordamerika. Lange Jahre waren die Altphilologie und die evangelische Theologie "die deutschen Exportfächer". In den siebziger Jahren hörte ich dann immer stärkere Klagen der nordamerikanischen Kollegen, daß "die meisten Deutschen" sich nicht mehr in ein Verhältnis zu wissenschaftlichen Entwicklungen außerhalb ihres Landes setzten und daß man die ständig gehetzten deutschen Fachkollegen während eines Sabbaticals nicht mehr zu Gesicht bekomme. Viele der amerikanischen Kollegen, die an europäischer Theologie noch interessiert waren, gingen im Forschungsjahr nach England. Auch nordamerikanische Doktorandinnen und Doktoranden kamen kaum noch. Inzwischen hat sich die Situation durch die rückläufigen Studierendenzahlen etwas entspannt. Aber es dauert lange, dem Vorurteil entgegenzuwirken, der wissenschaftliche Nachwuchs werde in Princeton, Yale oder Oxford erheblich intensiver betreut als in Berlin oder in Heidelberg.

Gravierender noch als diese Seite, die von unseren Bildungspolitikern gern mit der Frage: Wollen Sie nordamerikanische Studiengebühren?! - verdrängt und abgeblockt wird, gravierender für die Auswirkungen auf das Pfarramt ist die theologisch-inhaltliche Seite des kulturellen Umbruchs. Die auf uns zukommenden Probleme lassen sich in den USA zur Zeit schon deutlicher erkennen als hierzulande. Wir erleben gegenwärtig in der wissenschaftlichen Welt, in den USA voran, ein Sich-Auseinanderentwickeln und ein Sich-Gegeneinanderentwickeln von Theologie und Religionswissenschaften, von Religious Studies Departments und Seminaries, von Außenperspektiven und Innenperspektiven auf den

Glauben. Dieses Auseinander- und Gegeneinandergehen ist für beide Seiten fatal. Die scheinbar kirchentreue Theologie, die sich gegen interdisziplinäre, ökumenische und interreligiöse Herausforderungen abschirmt, wird provinziell, ideologisch und erfahrungsgemäß früher oder später für eine Kirchenpolitik instrumentalisiert, der von vornherein die Axt an die Wurzel gelegt ist. Die Religionswissenschaften hingegen, die sich vom wirklich gelebten Glauben, von der in einer Kultur virulenten Religiosität entfernen, werden zu einem Orchideenfach, mögen sie auch noch so sehr ihre in der Loslösung von Theologie und Kirche gewonnene Universalität beschwören.

Vorläufer dieser Entwicklungen haben wir durchaus auch in Deutschland. Ich denke an die Bemühungen, systematische Theologie als Theologiegeschichte zu betreiben, oder an kurzfristige "Anschlußsuchen" an Philosophien des 19. und 20. Jahrhunderts, an die vielfältige Begeisterung für eine Klarheit, die durch Reduktionismus und inhaltliche Ausdünnung erkaufte wird. Ich denke an Historiker und Exegeten, die sich bewußt der theologischen Verantwortung und der Herausforderung durch die Verkündigung entziehen, aber auch an Anbieterungen an die Ressentiments der Medien gegenüber den Kirchen und an den vermeintlich gesunden Menschenverstand à la Lüdemann.

Die wichtigste Herausforderung an die Hochschultheologie sehe ich darin, der Behauptung entgegenzuwirken, daß kirchliche und universitäre Theologie, inhaltliche Theologie und interdisziplinär gesprächsfähige Theologie miteinander unverträglich seien. Sie muß diese Entgegensetzungen als das erkennen und erkennen lassen, was sie sind: Entweder-Oder-Fallen! Wieder und wieder habe ich in intensiven Gesprächen und gemeinsamen Lehrveranstaltungen mit Juristen, Soziologen, Philosophen, Orientalisten, Kosmologen und Naturwissenschaftlern die Erfahrung gemacht, daß gerade die herausragenden Kollegen anderer Fächer an einer inhaltlichen Theologie interessiert sind, die sich ihrer Gegenstände nicht schämt und die auch mit fremden Phänomenen und Rationalitäten nicht hinter dem Berg hält. Zugleich müssen wir den Versuchen entgegenwirken, durch abstraktive und reduktionistische Entleerungen der theologischen Inhalte Prinzipien und Denkfiguren zu gewinnen, die auf alles zu passen scheinen, tatsächlich aber Orientierung durch bloße Chiffrierung ersetzen. Ist Gott nur noch "jenes Mehr, auf das wir nicht verzichten können wollen", so mag vielleicht jeder Mensch irgendwo und irgendwie dieses "Mehr" in seinem Erfahrungshaushalt noch unterzubringen. Doch zugleich ist "jenes Mehr" auch mit dem nächsten Bier beim großen Durst verwechselbar.

Wir müssen selbstkritisch feststellen, daß wichtige, ja zentrale theologische Begriffe in unseren Kulturen oft nur noch als Chiffren fungieren, als "große Wörter" oder, negativer formuliert, als "Sprechblasen". Komplexe religiöse Leitbegriffe und Begriffszusammenhänge der biblischen Überlieferungen (z.B. Schöpfung, Welt, Sünde, Sühne, Opfer, Gerechtigkeit, Reich Gottes, Geist Gottes), die hohe Orientierungskraft besaßen, sind durch mehrfache Anpassung an kulturell eingespielte Denkgepflogenheiten, an bestimmte Rationalitätskonzeptionen und Moralen bis zur Unverständlichkeit hin abgeschliffen worden. Demgegenüber müssen wir - im öffentlichen Zusammenwirken von theologisch geschulten und religiös interessierten Menschen - die Inhalte und Formen, die diesen "großen theologischen Wörtern" zugrunde liegen, neu entdecken und in ihren "Sitzen im Leben", in ihrer **Komplexität und Kohärenz** und in ihrer sachlichen Fruchtbarkeit neu erschließen.

Wir versuchen dies mit einer bewußt interdisziplinär vorgehenden "Biblischen Theologie" zu tun, die die Bibel als eine - mit Heinz Schürmann formuliert - "erstaunlich pluralistische Bibliothek mit Traditionen über mehr als 1500 Jahre hinweg" ernst nimmt. Wir setzen systematisch also bewußt "pluralistisch" an. Die verschiedenartigen biblischen Überlieferungen mit ihren unterschiedlichen "Sitzen im Leben" sind gerade in ihren Differenzen wichtig, nicht nur in ihren Gemeinsamkeiten und Vernetzungen. Gerade in ihren Differenzen können sie konkret, in spezifischer Hinsicht, auf die Wirklichkeit Gottes verweisen, die jede Zeit und Kultur auf ihre Weise zu erfassen sucht und die doch von keiner Zeit und Kultur erschöpfend auf "den Begriff" gebracht werden kann. Die theologischen Denk- und Forschungsansätze unter dem Titel "Biblische Theologie" nehmen ernst, daß die biblischen Überlieferungen kontinuierliche und diskontinuierliche, miteinander verträgliche und miteinander zumindest nicht direkt vermittelbare Erfahrungen Gottes und Erwartungen an Gott zum Ausdruck bringen, daß sie aber gerade so in einen Reichtum von Erfahrungen mit Gott und in ein Suchen und Fragen nach der Wahrheit einweisen, das ungeheuer fruchtbar ist.

Nur auf dem Weg einer biblisch-theologischen Neuorientierung, die reduktionistischen und selektiven "Systematisierungen" kritisch gegenübersteht, werden die theologischen Inhalte wiedergewonnen werden. Nur aufgrund der Wahrnehmung ihrer differenzierten Realistik werden sie ihre vielfältige Fruchtbarkeit und inhärente Lebendigkeit wieder unter Beweis stellen können. Dies erfordert von der Theologie die Bereitschaft, ihre interdisziplinäre Verfaßtheit zu bewähren und die Auseinandersetzung mit einem mediokren rationalistischen

Reduktionismus nicht zu scheuen, der sich seiner Klarheit "überhaupt" oder seiner unauffälligen Angepaßtheit an die allgemeine Kultur rühmt. Nur in der Unterscheidung trügerischer reduktionistischer Klarheit und gegenstandsadäquater Klarheit wird die Theologie ihrer Aufgabe gerecht werden.

Für eine Theologie, die sich dieser **Herausforderung durch die Inhaltlichkeit des Wortes Gottes** stellt, ist aber nicht nur das interdisziplinäre Gespräch - auch über die Theologie hinaus - wichtig. Es ist auch das Gespräch mit der gelebten und konkret reflektierten Religiosität und Frömmigkeit unverzichtbar, die Anfragen durch sie, die konstruktive Problematisierung des hochschultheologischen Geschäfts, die kritische Infragestellung. Hier braucht die Hochschultheologie bessere und regelmäßige Herausforderungen durch Kolleginnen und Kollegen aus dem Pfarramt und der Kirchenleitung. Hier müssen wir auch in der Fakultät Formen, Foren, Symposien, Kolloquien für das Gespräch zwischen theologischer Wissenschaft und kirchlicher Praxis entwickeln und von bestehenden Institutionen - ich denke zum Beispiel an die "Gesellschaft für Evangelische Theologie" - noch besser und intensiver Gebrauch machen.

V. ERWARTUNGEN EINES GEMEINDEGLIEDS AN DAS PFARRAMT UND DIE GEMEINDEN

"Ich habe nichts gemacht, das Wort Gottes allein hat alles ausgerichtet. Es hat gewirkt, wenn ich geschlafen habe oder mit Melancthon beim Bier gegessen habe." Solche Aussagen Luthers könnten einen falschen Eindruck von der berühmten protestantischen Passivität aufkommen lassen. Denn Luthers Nichtstun heißt soviel wie: ich habe nur gepredigt, nur geschrieben, nur gelehrt, nur beraten und dabei "nur" das Wort Gottes "getrieben" bzw. den Lauf des Wortes Gottes, dieses "fahrenden Platzregens", zu fördern versucht. In dieser Förderung des Laufs von Gottes Wort, in diesem Vertrauen auf die Kraft des "fahrenden Platzregens" liegen wir in den klassischen Kirchen des Westens in der Gegenwart zurück. Wir sind, wenn ich das mal so ausdrücken darf, unter unser evangelisches Niveau gerutscht. Ich denke, daß wir aus diesem Engpaß nur herauskommen, wenn wir der religiösen Analphabetisierung entgegenwirken, und dies kann nur geschehen, wenn wir die Kommunikationsintensität und das Kommunikationsniveau auf geistlicher Ebene in den Gemeinden anheben und zugleich, wie schon gesagt, auch die von kirchlicher Seite neben

dem Religionsunterricht angebotene religiöse Sozialisation vorverlagern.

Zugleich dürfen wir uns nicht scheuen, die fremden Rationalitäten und auch die anstößig klingenden und z.T. tatsächlich anstößigen Elemente der jüdisch-christlichen Überlieferungen öffentlich zu bedenken und zu diskutieren. Wir müssen neu die Suche nach Gott, die Auseinandersetzung mit Gottes Wort und die Fruchtbarkeit dieser Auseinandersetzung entdecken lernen, bis in die Gottesdienste hinein. Zu dieser Auseinandersetzung gehört auch, daß wir bewußter mit unserem Liedgut umgehen und z.B. die Fremdheit von Liedertexten verstehen helfen. Natürlich sollten wir nicht die Freude am Gesang mit regelmäßigen Kurzvorträgen zum "Sitz im Leben dieses Liedes und zur Fremdheit seiner Sprache" abtöten. Aber exemplarisch könnten wir immer wieder darauf aufmerksam machen, daß mit den Liedern andere Epochen und andere Kulturen in unseren Gottesdiensten gegenwärtig sind. Wir könnten das Bewußtsein wecken, daß wir mit diesen fernen Epochen und Kulturen über die Lieder verbunden sind. Damit würden die Gottesdienstbesucher nicht nur die manchmal befremdlichen Ausdrucksformen, Sprachformen und die anstößigen Wendungen neu sehen lernen. Damit würden wir zugleich ganz elementar den schöpferischen Pluralismus und die ökumenische Weite und das entsprechende Bewußtsein in unseren Gemeinden fördern.

Die Belebung der kommunikativen Intensität und des kommunikativen Niveaus bis hinein in den Gottesdienst, die stärkere Beteiligung der sogenannten Laien an der Auseinandersetzung mit Gottes Wort - diese Entwicklung muß aber unbedingt einhergehen mit einer Entwicklung, die ihr entgegenzulaufen scheint. Es ist unerläßlich, die kultische Dimension des Gottesdienstes wieder ernster zu nehmen und wieder bewußter zu pflegen. Gerade von Angehörigen der sogenannten oder selbsternannten "gesellschaftlichen Eliten" höre ich immer wieder Klagen darüber, daß sie mit der Kirche gebrochen haben angesichts fehlender pastoraler Sensibilitäten für zentrale Inhalte des Glaubens und für die kultischen Formen. Eine Standardklage ist, daß Pfarrer nicht den Gottesdienst und eine Privatveranstaltung des Pfarrers zu unterscheiden vermögen, wenn sie etwa mit einem "Ich wünsche Ihnen einen schönen guten Morgen!" beginnen, statt "Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes" den Gottesdienst einzuleiten und den persönlichen Gruß bei den Abkündigungen zu lassen. Wenn von Pfarrer oder Pfarrerin dann noch Reflexionen darüber angeschlossen werden, wie erstaunlich es doch sei, daß die Menschen trotz des schönen Wetters zur Kirche gefunden haben, gibt sich die Kirche geradezu dem Spott preis. Immer wieder höre ich auch Klagen von Menschen, die selten zur Kirche gehen, daß sie die Formen, die ihnen vertraut

waren, nicht wiederfänden, daß sie etwa in Gottesdienste an hohen Festtagen gerieten, in denen kaum ein klassisches Lied mehr gesungen würde u.ä. Hier müssen wir mit der an sich guten Gabe der reichen Entwicklung des Liedgutes in den letzten Jahren behutsamer umgehen und bewußt die pastorale Verantwortung übernehmen, zu vermitteln zwischen denen, die am liebsten immer wieder "Lobe den Herrn" und "Ein feste Burg ist unser Gott", möglichst von Posaunen begleitet, sängen, und denen, denen nach "Gras und Ufer" und dem "über allen aufgehenden Himmel" regelmäßig zumute ist, zu vermitteln.

Die Gemeinden brauchen bestimmte kultische Formen, in denen die Gediegenheit, die Stetigkeit und die Verlässlichkeit des göttlichen Wortes symbolisiert wird. Sie brauchen diese Formen, um zugleich die Lebendigkeit der kommunikativen Beschäftigung mit dem Wort Gottes steigern zu können. Wer hier ein Entweder-Oder konstruiert, begibt sich auf die falsche Bahn. So wenig wie wir einen abstrakten Gegensatz zwischen kultischer Form und kommunikativer Lebendigkeit konstruieren dürfen, sondern beides zugleich steigern müssen, so wenig sollten wir uns auf die Alternative einlassen, mit der in unseren Tagen auf den Geist der 60er Jahre reagiert wird. Diese Alternative besagt, die Kirchen müßten stärker geistlich und weniger ethisch aktiv werden. Was wir tatsächlich in unserer Gesellschaft beobachten können, ist eine Müdigkeit gegenüber der Litanei des Sich-Beklagens und der mehr oder weniger bequemen Lancierung moralischer Appelle an fremde Instanzen. Diese Form haben wir etwas überstrapaziert, was aber nicht heißt, daß die gesellschafts- und kulturkritischen Potentiale der jüdisch-christlichen Überlieferungen nun versteckt und vergraben werden müßten. Im Gegenteil. Ich denke, daß in anhaltend schwierigen sozialen und beschäftigungspolitischen Situationen nicht nur das weisheitlich-kulturanalytische sondern auch das prophetisch-kulturkritische Zeugnis der Kirchen ebenso nötig und gefragt ist, wie es über die vergangenen Jahrhunderte immer wieder gefordert war. Allerdings wird es wichtig sein, die sachliche und normative Kraft des Wortes Gottes auch dadurch zur Geltung zu bringen, daß die Gemeinde durch exemplarische Aktionen, wie klein auch ihre Reichweite sein mag, deutlich macht, daß sie am Ethos arbeiten will und arbeiten kann.

Bei dieser "Arbeit am Ethos", wie bescheiden die jeweilige Aktion auch sein mag, wird der Gemeinde auch Resonanz zuwachsen. Sicher haben Sie fast alle schon die Erfahrung gemacht, daß Menschen, die normalerweise der Kirche eher fernstehen, für eine sinnvolle praktische Aktion und Innovation - sei es ein Kinderspielplatz, seien es sichere Schulwege oder ein Einsatz für Menschen in einer Notlage - zu gewinnen waren. Sicher haben etliche

von Ihnen erfahren, daß solche Aktionen positive Resonanz von den Medien erhalten und gute Auswirkungen auf das geschichtliche Selbstbewußtsein der Gemeinde und auch auf die Festkultur haben. Gerade in ihrer diakonischen Überzeugungskraft ist die Kirche stark und weithin unangefochten. Und diese diakonische Präsenz sollten wir nicht nur der institutionalisierten Diakonie überlassen. Ähnliches gilt für die gelebte und konkretisierte Ökumene in der Gemeinde. Bei diakonischen und ökumenischen exemplarischen Aktionen ist die Gemeinde sicher oft auf Unterstützung und Beratung von den mittleren Ebenen und der überregionalen Kirchenleitung angewiesen.

Versuchen wir, die interaktiven und diskursiven Formen im Gottesdienst zu stärken und auch exemplarisch diakonische und ökumenische Äußerungsformen in der Gemeinde zu entwickeln, so kann dies nur theologisch verantwortlich geschehen, wenn wir einen weiteren Punkt betrachten, der sowohl im Blick auf den Kult als auch im Blick auf das Ethos wichtig ist. Es handelt sich um die weithin unverständlich gewordene Rede von der Sündenvergebung und um das Sündenbekenntnis. Die Privatisierung, die Individualisierung und die Moralisierung der Rede von der Sünde hat uns in unseren Kirchen schweren Schaden zugefügt. Daß die Sünde auch eine Macht ist, die uns überkommt und uns besitzt und die uns immer "tiefer reinfallen" läßt (Luther), muß ebenso deutlich werden wie unsere schuldhaftige Verstrickung in sie. Daß die Sünde zu einer Macht wird, die mit unserer Macht allein nicht bekämpft werden kann, sondern nur durch die Kraft des Geistes und die Kraft des göttlichen Wortes eingedämmt und überwunden werden kann, dies muß wieder verstanden werden. Dabei darf der Schuldaspekt nicht ausgeklammert werden. Doch sobald die Sünde nur in der Perspektive je "meiner" Sünde und je "meiner" Schuld gesehen wird, ist ein Fehlverständnis unvermeidbar. Gerade die ökologische Krise und das ökologische Bewußtsein haben in den letzten Jahren einen Ansatz zur Bewußtseinsveränderung möglich gemacht, doch dieser ist bei weitem noch nicht hinreichend entwickelt worden.

Gegenüber einer moralischen Kultur, die vor allem Sünde und ein freieres Verhältnis zur menschlichen Sexualität in Assoziationszusammenhänge brachte und so viele Menschen geradezu gezielt aus den Kirchen vertrieb, brauchen wir theologische Aufklärungsarbeit zum Thema "Sünde" bis in unsere Liturgien und Gebete hinein (dazu: S. Brandt u.a., Sünde. Zu einem unverständlich gewordenen Thema, Neukirchen 1996). Wir müssen deutlich machen, daß es im Sündenbekenntnis nicht um eine wohlfeile moralische Rundumerneuerung geht. Wir müssen im Sündenbekenntnis unsere Nöte und unsere Verstrickungen vor Gott bringen

und deutlich machen, daß unsere persönliche Bosheit und unsere Schuld nur Spitzen der Eisberge sind. Wir müssen neu lernen, uns in der Klage, im hartnäckigen Fragen nach Gottes Gerechtigkeit und in der Bitte um Gottes guten Geist und Gottes gute Mächte an Gott zu wenden. Dabei darf weder unser Schuldbekenntnis fehlen noch die ernste Auseinandersetzung mit Gott und Gottes Wort. Die Bitte um die Befreiung von der Macht der Sünde muß das Bekenntnis meiner persönlichen Schuld und das beharrliche Fragen nach Gottes Auseinandersetzung mit der Macht der Sünde zugleich enthalten. Wir müssen sehen lernen, daß die moralische Erneuerung nicht aus dem individuellen oder gemeinsamen guten Willen heraus bzw. aus den Eigenkräften der Moral heraus allein erfolgen kann. Auch hier gilt es, die Substanz und Sachlichkeit und die uns fremd gewordene Rationalität des Wortes Gottes wieder zu erkennen - gegenüber seinen kulturellen, moralischen und anderen Verschleifungen.

Wenn immer ich sehr erfolgreiche nordamerikanische Pfarrerinnen und Pfarrer gefragt habe: "Wie machen Sie das?" - z.B. bei 1500 Gemeindegliedern 13 Chöre, 54 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen allein in der Sunday School der Kinder, brechend volle Gottesdienste, täglich Aktivitäten verschiedenster Art in der Gemeinde - immer wenn ich so fragte, erhielt ich fast stereotyp die Antwort: Bemühen um eine gute Kirchenmusik, mit dem Mitarbeiterkreis ein Jahr im voraus gut geplante Gottesdienste, durchdachte Verkündigung, Involvieren der Eltern in das Sunday School Programm, regelmäßige Bildungsangebote auch für die Erwachsenen! Ist das eine zu einfache Antwort? Ja, denn es war ja immer eine aktive, oft hochaktive versammelte Gemeinde gegeben. Läßt sich diese versammelte Gemeinde aber aus dem Bereich heraus, der pfarramtlichem Handeln direkt zugänglich ist, auch hierzulande gewinnen und stärken?

Auch diese Frage möchte ich bejahen, indem ich zusammenfassend darauf aufmerksam mache, daß in den folgenden Bereichen große und greifbare Potentiale der Erneuerung unseres kirchlichen Lebens liegen. Nötig ist

- das Bemühen um kultische Klarheit, Würde und Gediegenheit;
- die Veränderung eines moralisierten Sündenverständnisses und entsprechend die Veränderung hin zu einem Bekenntnis, das die Sünde als notbringende Macht und die schuldhaftige Verstrickung gleichermaßen betont;
- ein bewußteres und reflektierteres Verhältnis zum Reichtum der biblischen Überlieferungen und zum Reichtum unseres klassischen Liedguts, das uns zugleich für den Pluralismus in Geschichte und Ökumene sensibilisiert; vor allem aber:

- eine stärker kommunikative und interaktive Beteiligung der Gemeindeglieder nicht nur an sozialen, diakonischen und die Gemeindeverwaltung betreffenden Aufgaben, sondern auch an der Verkündigung und geistlichen Kommunikation, an der Auseinandersetzung mit dem Worte Gottes.

Diese Erneuerung ist für die Pfarrerinnen und Pfarrer nicht einfach, da sie aus ihren Rollen, Knaben und Mädchen für alles zu sein, heraustreten müssten, da sie ihre geschulten Kompetenzen wieder stärker zur Geltung bringen, aber auch stärker pflegen müssten, nämlich vor allem anderen den Dienst an Gottes Wort zu versehen und den Menschen zu helfen, sich an diesem Dienst zu beteiligen. Und doch würde diese nicht einfache Rollenveränderung wieder Kraft und Ruhe in die pfarramtliche Existenz bringen, die ihr heute vielfach abgeht.

Das Pfarramt hat es heute in unserer Weltgegend besonders schwer, weil es die alte Aura verloren hat. Doch viele der Entwicklungen, die dazu beitrugen, - die Anhebung der Bildungsniveaus, die Emanzipation der Frauen, die Verkleinerung der Welt durch Reisen und Medien u.a.m. - könnten dazu führen, die alte Aura durch eine neue geisterfüllte Lebendigkeit der Kirche zu ersetzen. Doch dies wird nur gelingen, wenn die Pfarrerinnen und Pfarrer den Dienst an Gottes Wort ernst nehmen, wenn sie anderen Menschen helfen, sich an diesem Dienst aktiv zu beteiligen und wenn sie dabei von ihren besonderen Kompetenzen in der Erschließung der Sachlichkeit, Substantialität und normativen und befreienden Kraft dieses Wortes Gebrauch machen. Dabei sollten sie auch die Kirchenleitung und die Hochschultheologie als Einrichtungen ansehen, deren vornehmste Aufgabe es ist, das Pfarramt bei diesem schweren Dienst zu unterstützen. Pfarramt, Kirchenleitung und Hochschultheologie - von verschiedenen Orten und von verschiedenen Zentren, als verschiedene Glieder am Leib Christi müssen sie zu einer gemeinsamen Aufgabe beitragen. Es ist dies die alte und immer neue Aufgabe der reicheren Erbauung der Gemeinde Christi und des Suchens nach einer vollkommeneren Erkenntnis Gottes in Christus - zu Gottes Ehre und zum Heil und Wohl dieser Welt.